



**Doris Konradi**

# **Aber die Insel**

**Roman**

**Elsinor**

Doris Konradi

Aber die Insel

Roman

Elsinor

**Bibliografische Information der Deutschen  
Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

**LESEEXEMPLAR**

**Nur zum internen Gebrauch**

© Elsinor Verlag, Coesfeld 2022  
1. Auflage 2022

Umschlag und Satz: Elsinor Verlag, Coesfeld  
Lektorat: Bettina Hesse  
Korrektur: Amelie Soyka  
Abbildung auf dem Umschlag:  
© Malin Kundi 2022

Printed in Germany  
ISBN 978-3-942788-69-4

*... we keep reading into "nature" exactly  
what our culture projects there ...*

David Oates

*Als Gegensatzbegriff zur Zivilisation  
wird oft Barbarei genannt,  
doch ein passenderes Wort  
wäre im Grunde Einsamkeit.*

Wolfgang Herrndorf

I

Die Ratte ist verendet. Fast könnte ich sagen gestorben. Für Wochen war sie mein einziger Kontakt zu einem lebenden Wesen. Wäre sie ein Hund, man hätte es eine Beziehung nennen können. Mensch und Tier, artfremd und doch aufeinander bezogen. Ich weiß nichts über Ratten. Diese ist bei mir geblieben, ob freiwillig, aus Not oder Berechnung, werde ich nie erfahren. Ratten sind intelligent, so sagt man, intelligenter als Hunde oder Katzen. Ich habe sie gefüttert, damit sie bei mir bleibt. Vielleicht aus dem Wunsch heraus, dass sie den Ausweg kannte. Nicht hinunter von einem sinkenden Schiff, sondern einer Insel mit einem Hotel darauf, das in starrer Anmut den Umständen trotzte.

Ich näherte mich ihrem kleinen Leichnam vorsichtig. Sie war tot, doch ich hoffte, es wäre anders. Eine Ratte ist besser als niemand, dachte ich. Jede Gesellschaft ist besser als keine in einem Haus, wo nicht einmal ein Luftzug weht. Fenster und Türen verriegelt. Man war mit Bedacht vorgegangen. Beim geordneten Rückzug hatte nicht der Blick in die Zukunft gefehlt. Es gab immer eine Zeit danach. Ob das auch für mich galt, war nicht klar.

Ich betrachtete die Ratte, meine Mitgefangene. So reglos hatte ich sie nie erlebt, immer war sie unterwegs gewesen in ihrem eigenen Kosmos. Jetzt stand ihr Maul ein wenig offen, die langen Nagezähne traten hervor. Der Körper wirkte unversehrt, lediglich eingefallen, Fell über Skelett. Sie war nicht wiederzuerkennen. Wie meine tote Mutter nicht wiederzuerkennen gewesen war, als ich sie auf dem Sterbebett sah. Eine schlechte Kopie der Lebenden, die ich gleich verwarf. Die Ratte schien zu mir aufzublicken, etwas zu erwarten. Hatte es

einen letzten Wunsch gegeben, der nun in dem winzigen Ratenhirn verschlossen blieb? Ich kniete mich neben sie, strich über ihre Flanke. Das Fell fühlte sich struppig und hart an. Als sie noch lebte, hatte ich sie nie angefasst.

Aus den Augenwinkeln nahm ich Bewegung wahr. Ich sah zur Eingangstür, wo auf dem Glas noch mein Hilferuf klebte. Vor Wochen hatte ich ihn dort aufgehängt und dann nicht mehr beachtet. Mein Hiersein kam mir so weniger aussichtslos vor. Ein Baldachin überspannte den Eingangsbereich, von der Umgebung war nicht viel zu sehen. Der Himmel nicht und auch nicht Bäume oder Klippen, nur ein Stück des grauen Asphalts der Auffahrt und des Rasens dahinter, der schon lange von derselben grauen Farbe war. Meine leichtgläubige Hoffnung wurde wieder enttäuscht. Niemand war dort. Doch ich hing an diesem Stück Welt und ließ mich fortziehen.

Ich sah mich selbst die kurze Auffahrt heraufkommen. Mein Sommerkleid flattert mir um die Beine, es ist grün mit einem orangegelben Muster, das Blüten andeuten soll. Hinter mir der rote Koffer, bei dem ab und zu die Rollen blockierten. Es war Nachmittag, warmes Licht, in dem die Nähe des Meeres lag. Mein Gang noch schwankend nach der langen Überfahrt. Von São Vicente weit hinaus auf den Atlantik. Nicht einmal die Kreuzfahrtschiffe, die in Mindelo vor Anker lagen, steuerten die Insel an. Die Kataloge hatten nicht zu viel versprochen, ein Paradies in völliger Abgeschiedenheit. Einsame Buchten, üppige Vegetation, exotische Tiere. Genauso hatte ich mir das Paradies vorgestellt. Und wie alle anderen war ich gekommen, um mein Recht auf Sommer einzufordern. Erwartungsfroh sah ich mich auf den Eingang zukommen. Gleich würden sich die Flügel der automatischen Tür auseinanderschieben – ich würde das Meer riechen, Bäume, Gras.

Die Erinnerung zerbrach schnell, eigentlich keine Erinnerung, sondern eine viel zu bunte Nachahmung von Gewe-

senem, ausgeschmückt in den Wochen des Wartens. Das Wirkliche drang erst langsam zu mir vor. Es schneite. Und Schnee war hier nicht möglich, Regen nur manchmal, aus Wolken, die von atlantischen Stürmen gegen die Berge geschleudert wurden. Die Flocken fielen schnell und auf gerader Bahn zu Boden, als hätten sie es eilig, das Haus, den Weg in winterliches Vergessen zu tauchen. Wie konnte es schneien gegen alle Erkenntnisse und Prognosen? Ich verfluchte den anmaßenden Schnee, wünschte ihn fort, damit nur irgend etwas seine Richtigkeit behielt. Aber der Schnee nahm keine Notiz von mir.

Auch die Ratte beachtete mich nicht mehr, hatte es vielleicht nie getan, so wie ich früher Ratten nicht beachtet habe. Aus der Nähe sah sie abscheulich aus. Die Haut eingetrocknet über der fragilen Struktur ihres Skeletts. Alle Körperflüssigkeit war zu Boden gesunken. Jede einzelne Zelle hatte aufgegeben. Ich musste mich wehren gegen die umfassende Erschöpfung, die der Tod war. Sie drohte auf mich überzugehen, mich handlungsunfähig zu machen. Es war still wie nie zuvor. Obwohl auch die Ratte kaum Geräusche gemacht hatte, hörte ich deutlich ihre Abwesenheit. Die dumpfe Stille versetzte mich in Panik. Ich klatschte in die Hände, ich stieß einen Schrei aus. Sein Nachhall brach so abrupt ab, dass ich mich plötzlich taub fühlte.

Ich musste etwas tun, das tote Tier fortschaffen. In der Materialkammer war ein Kehrblech. Meine Knie schmerzten, ich konnte mich nicht rühren. Wind kam auf, und nasse Flocken zerliefen auf der Glastür. Ich überließ mich dem chaotischen Wirbeln vor dem Fenster. Es dauerte nicht lange, bis die Schneedecke geschlossen war. Ich versuchte, das Bild von mir mit meinem lächerlich kleinen Koffer erneut heraufzubeschwören. Wenn die Tür sich jetzt öffnete, würde alles von vorn beginnen, dachte ich, aber das tat sie nicht. Ich war allein mit dem Winter, der ein Fehler war wie ich.



Bei meiner Ankunft war es heiß gewesen. Ich ließ Koffer und Reiserucksack an der Rezeption und wanderte ein Stück in den Park hinein. Eukalyptusbäume warfen lichte Schatten. Ihr ätherischer Geruch erinnerte mich an meine Kindheit. Salben und Cremes auf der Brust verrieten, weil die Natur der beste Arzt ist. Nur diese länglichen harten Blätter hatte ich noch nie gesehen. Ich riss eines ab, zerrieb es zwischen den Fingern und inhalierte das vertraute Aroma. Der leicht ansteigende Weg brachte mich ins Schwitzen. Von einer Anhöhe konnte man auf das Hotel hinuntersehen, ein hoch aufragendes Gebäude im kolonialen Stil, wie man sich im 19. Jahrhundert ein bequemes Quartier in der Natur vorgestellt hatte. Der moderne Anbau am Eingang passte nicht so recht dazu, seine großen glänzenden Fenster standen im Widerspruch zum abbröckelnden Charme der Fassade. Im Garten aufgespannte Sonnenschirme. Von dieser Stelle aus musste das Werbefoto aufgenommen worden sein, das mich angelockt hatte. Rote Sonnenschirme im grünen Garten. Komplementärfarben, der natürliche Ausgleich, nach dem sich das Auge sehnt. Mit einem Buch unter einem dieser Schirme sitzen, hin und wieder ein Spaziergang, so sollten drei Wochen vergehen, in denen ich das Wort Arbeit vergaß.

Der Shuttle-Bus fuhr die gewundene Straße zum Hafen zurück, doch die hohen, dicht belaubten Bäume verstellten den Blick auf das Meer. Der Park endete, und ich folgte einem Pfad weiter in den Wald. Die Luft roch herber, nach einer seltenen Kiefernart und Sträuchern, die nur hier vorkamen. Wie Napoleon sein Korsika am Geruch erkannt haben soll, so hätten es sicher auch die Einheimischen hier gekonnt. Aber die gab es nicht, nur das Hotel mit seinen Sommergästen und Saisonpersonal. Im Winter, wenn heftige Stürme aufzogen, wurde der Fährbetrieb eingestellt und die Insel sich selbst überlassen, sich und der Natur.

Am Wegrand fielen mir Sträucher mit außergewöhnlichen Blättern auf. Sie bestanden aus einer grünen Umrandung, die

an ein Blatt erinnerte, in der Mitte nur das feine Geäder mit seiner skelettartigen Struktur. Dadurch wirkte die Pflanze seltsam transparent. Ich pflückte eins, um es als Souvenir mit nach Hause zu nehmen. An einer Stelle standen die Bäume in größerem Abstand, das Meer war zu sehen, und das Boot, das gerade in Richtung São Vicente ablegte. Auch dort hätte ich meinen Urlaub verbringen können. Doch die Kapverden waren mir nicht abgelegen genug, um von den Dingen loszukommen. Die Nachricht war in meine Urlaubsplanung geplatzt. Ich habe sie weggeschoben so gut es ging, nicht darüber nachgedacht. Und mit jedem Tag suchte ich nach noch weiter entfernten Zielen, bis es mich hingezogen hatte zu diesem Punkt, auf der Karte kaum auszumachen. Ein Name mitten im Blau des Meeres. Monte Sano, die Insel benannt nach ihrem höchsten Berg. Nur zu erreichen nach fast einer Tagesreise mit der Fähre, die das Hotel für seine Gäste betrieb. Jetzt fühlte ich mich plötzlich unbehaglich, abgeschnitten von allem. Ein Gefühl wie manchmal ganz oben in Hochhäusern. Kühler Wind kam auf und beendete die Hitze schlagartig. Ich hatte keine Strickjacke mitgenommen und machte mich auf den Rückweg.

Im Hotel war alles neu, hell und freundlich. Von der Schübigkeit des Äußeren fand sich nichts wieder, als hätte man in seinem Inneren eine zweite Welt errichtet. Den weichen Teppichboden in der Halle zierte ein Muster aus Ginkgo-Blättern. Die Empfangstheke war aus hellem Holz wie die Galerie, über die man die Zimmer im ersten Stock erreichen konnte. An einer Seite führte eine offene Treppe hinauf, an der anderen ein gläserner Aufzug, der, nachdem er die Gäste dort entlassen hatte, in der Decke verschwand. Das Hotel hatte vierunddreißig Zimmer, doch das letzte Postfach trug die Nummer fünfunddreißig. Die Dreizehn war nicht vergeben.

Mein Koffer war nicht schwer, also nahm ich die Treppe. Es gefiel mir, dass ich mich gleich, wenn ich mein Zimmer

verließ, mitten im Treiben des Hotels befand. Von der Balustrade sah ich die Eingangstür, die sich ständig öffnete und wieder schloss. Hotelgäste kehrten von Ausflügen zurück, andere saßen noch mit ihren Koffern in der Halle, ließen sich Zeit mit dem Ankommen und tranken Tee. Die eine Seite öffnete sich zum Speiseraum, wo die Tische für das Abendessen gedeckt wurden. Die gleichen Abläufe wie in Hotels überall auf der Welt. Internationales Personal wechselte Sätze in verschiedenen Sprachen. Portugiesisch und Französisch, Englisch mit irgendeiner fremden, afrikanischen Satzmelodie.

In meinem Zimmer empfing mich kühle Luft, die Klimaanlage summte leise. Der Tür gegenüber ein verglaster Erker. Da das Haus am Hang stand, schwebte er direkt über den Baumkronen, und dahinter glänzte das Meer. Zur anderen Seite war der hintere Teil des Gartens zu sehen und ein Ausschnitt der Terrasse. Ich war enttäuscht, dass man das Fenster nicht öffnen konnte. Gern hätte ich den warmen Wind auf der Haut gespürt anstelle des kühlen Strahls der Anlage, der mich frösteln und gleichzeitig schwitzen ließ. Auf dem Nachttisch lag die Bedienungsanleitung für das Telefon, an der Innenseite der Tür hing ein Evakuierungsplan.

Mein Koffer war schnell ausgepackt. Nur leichte Sachen, und das Hotel bot einen Wäscheservice. Ich räumte alles in den Schrank und ging wieder hinunter. Die Halle hatte sich inzwischen geleert, auch der Speisesaal war nicht sehr voll, es schienen bei weitem nicht alle Zimmer belegt zu sein. Ich suchte mir einen Platz vor dem großen Panoramafenster, einige Flügel waren geöffnet, so dass der Abendwind hereinwehte. Es roch würzig. In den Beeten wuchsen Blumen, deren Namen ich nicht kannte. Die wenigsten sahen exotisch aus, Steingartengewächse mit kleinen Blüten. Manche mit stacheligen Blättern. Nahe der Terrasse Hibiskus in allen

Farben. Und immer wieder die Sträucher mit den merkwürdigen Blättern, die so filigran und verletzlich aussahen.

Am ersten Abend lernte ich Nora und Sven kennen. An der Bar blätterten sie im Programmflyer des Hotels. Er war für eine Mountainbike-Tour, sie zog es zum Schnorcheln. Sven wandte sich an mich, da sie sich nicht einigen konnten, und fragte, was ich bevorzugen würde. Ich sagte, dass ich keine Aktivitäten, sondern einfach Ruhe suchte, höchstens einsame Spaziergänge. Wir kamen ins Gespräch, obwohl ich lieber weiter dem Pianisten zugehört hätte, der mit seinen Bar-Titeln eine merkwürdige Distanz schuf zwischen mir und meinem Leben zuhause. Ich vermutete, dass ein psychologischer Trick dahintersteckte.

Manche Tonarten fördern die Entspannung, sagte ich, dann hat das Hotelpersonal ein leichtes Spiel mit uns.

Wobei ein leichtes Spiel? fragte Nora.

Dass wir alles genau so machen, wie sie es sich ausgedacht haben.

Ich wusste nicht, woher meine schlechte Stimmung auf einmal kam. Ich dachte an Hendrik, der jenseits des Meeres, jenseits der Barmusik und viele Flugstunden entfernt seinem Alltag nachging.

Du hast es dir verdient, hatte er zum Abschied gesagt. Und ich hatte dasselbe gedacht, als ich in den Flieger stieg. Schließlich hatte ich am Vormittag noch an einer Urteilsbegründung geschrieben. Doch es war der andere Fall, der mir in den Knochen saß. Eine junge Frau war tödlich verunglückt, nachdem ich sie zu einer Bewährungsstrafe verurteilt hatte. Es war ein Unfall, also sinnlos, sich zu fragen, ob es einen Zusammenhang gab zwischen meiner Entscheidung und ihrem Tod. Hätte ich sie ins Gefängnis gebracht, würde sie leben. Alle Dinge hängen zusammen, und wir haben es nicht in der Hand. Doch manche Fälle waren anders, sie ließen einen nicht los. Man hatte sie auszuhalten.

Ich brauchte Abstand und liebte es, zu reisen, liebte es normalerweise, an einer Hotelbar zu sitzen und mit wildfremden Menschen zu plaudern. Die unverbindliche Vertrautheit, die sich bei Fremden einstellt, dazu war nicht einmal ein Trick nötig. Sie wollten nichts von mir, und ich nichts von ihnen. Sven sah mich von der Seite an.

Dann sind wir also hier, um manipuliert zu werden? Das ist eine interessante Ansicht.

Sagen wir, es gibt eine stille Übereinkunft, dass alles nach Plan läuft, versuchte ich das Gespräch zu retten.

Wogegen nichts einzuwenden ist.

Nein, sagte ich und überlegte, wie ich es wiedergutmachen konnte.

Ich erzählte ihnen die Geschichte von meiner Großtante Lona, die mit ihrem Kajak auf den Gardasee hinausgefahren war, um das Alleinsein zu suchen. Mitten auf dem See sah sie einen Schemen in der Sonne flimmern, der aussah wie ein Windrad. Das war es nicht, sondern ein zweiter Paddler, und mit dem Alleinsein war es von da an vorbei. Sie führten eine glückliche Ehe, und in der Familie wurde bei jeder Gelegenheit die Geschichte ihres Kennenlernens erzählt.

Einverstanden, sagte Sven, manchmal ist es gut, wenn die Pläne nicht aufgehen.

Wir bestellten Gin Tonics und glichen unsere Reiseerfahrungen ab. Sie Mexiko, ich Peru. Sie Nepal, ich Tibet. Sie Thailand, ich Indien.

Dann war es sehr unwahrscheinlich, dass wir uns je begegnen würden, sagte Sven. Wenn da mal nicht Vorsehung im Spiel war, wie bei deiner Tante auf dem Gardasee.

Irgendwann möchten wir eine Weltreise machen, sagte Nora. Wenn man unterwegs ist, lernt man Länder und Menschen kennen, bis man seine eigene Landkarte im Inneren hat.

Der Pianist spielte *Bésame mucho*. Er trug einen Smoking, während die Gäste eher sportlich gekleidet waren. Einige Paare tanzten.

Nehmt keine Rücksicht auf mich, sagte ich, aber Sven und Nora blieben sitzen. Vielleicht waren sie genauso angetrunken wie ich und mussten sich an der Bar festhalten.

Letztes Jahr in Mexiko sind wir entführt worden, sagte Sven, warf Nora einen kurzen Blick zu, bevor er weiter erzählte. Wir machten Autostopp, ein Mercedes hielt an. Drei Männer saßen drin, und sie luden unser Gepäck in den Kofferraum. Sie waren nett, nur irgendwann merkten wir, dass sie in eine ganz andere Richtung fuhren. Was glaubst du, fragte er mich, was ist gefährlicher, der Mensch oder die Natur?

Ich sagte, dass mir auf Reisen noch nie etwas passiert sei, deshalb könne ich das nicht beurteilen.

Der Mensch, sagte er.

Nora schüttelte den Kopf.

Aber am Ende haben sie uns laufen lassen.

Zwischen den beiden entspann sich ein kurzer geflüsterter Wortwechsel, der mich ausschloss. Als hätten sie mich gebraucht, um noch einmal ihre Standpunkte auszutauschen. Sven entschuldigte sich, als er sich wieder zu mir umdrehte.

Die Natur ist berechenbarer, sagte er, sie hat keine Absichten und tut mir nichts, wenn ich ihr nicht zu nahe trete.

Was ist mit wilden Tieren? Oder man fällt in ein Loch im Boden, eine unterirdische Höhle, und in zwanzigtausend Jahren findet jemand deine Knochen.

Die meisten Tiere sind so scheu, dass man sie kaum je zu sehen bekommt, und Löcher, in die man fallen kann, sind auch meistens von Menschen gemacht.

Hier jedenfalls wird so etwas nicht passieren, sagte Nora schließlich und nahm den Flyer auf. Dieses Mal wollten wir keine Überraschungen erleben, und ich kann mich mit der Natur anfreunden.

Eine Auszeit vom Abenteuer sozusagen, fügte Sven hinzu.

Ich mochte die beiden. Trotz ihrer gegensätzlichen Ansichten waren sie sich nah. Ich war auf Noras Seite, mit den Regeln der Menschen kannte ich mich besser aus als mit der Natur. Wir blieben noch eine ganze Weile sitzen. Vor unseren Gläsern, den Flaschen hinter der Bar zugewandt, die in dem Spiegel vervielfältigt wurden, der auch unsere Gesichter zurückwarf. Wir redeten nicht mehr, sahen uns manchmal im Spiegel an, lächelten uns aus sicherem Abstand zu.